

# Grenzziehungen per Federstrich

Nach dem Ersten Weltkrieg schufen die Siegermächte in den Friedensverträgen nicht nur in Europa durch willkürliche Grenzen die Basis für neue Krisen. Mit der Zerschlagung des Osmanischen Reiches wurde auch schon die Lunte für die heutigen Probleme in Nahost gelegt.

VON STEPHAN LORENZ

Er kam mit geliehener Melone und schwarzem Anzug zu den Friedensverhandlungen 1919 nach Paris: Nguyen Ai Quoc, ein junger vietnamesischer Photoreuscher und gelegentlicher Hilfskoch. Wie viele andere auch trat er als unbekannter Bittsteller für die Rechte seines Heimatlandes auf. Später sollte dieser Mann unter dem Namen Ho Chi Minh als Revolutionsführer zur Legende werden.

In Paris übergab er der US-Delegation eine Petition mit dem Titel „Die Forderungen des annamitischen Volkes“. Annamiten war damals die Bezeichnung der Franzosen für die Vietnamesen. „Die in der Petition enthaltenen Forderungen waren relativ moderat, von nationaler Unabhängigkeit war noch keine Rede“, erklärt der Passauer Südostasien-Experte Martin Großheim. Seine Petition landete trotzdem ungelesen im Müllimer der Geschichte, Vietnam blieb französische Kolonie. Nguyen Ai Quoc aber wurde schlagartig bekannt unter den Exilvietnamesen in Frankreich und in Vietnam selbst. 1920 gehörte er zu den Gründungsmitgliedern der französischen Kommunistischen Partei.

So wie Nguyen Ai Quoc erging es vielen, die bei den Friedensverhandlungen auf mehr nationale Selbstbestimmung gehofft hatten. Aber bei der Neuauflage der Welt nach dem großen Sterben in Europa hatten die kleineren Nationen, zumal die Kolonien, nicht viel zu bestellen. Der Geist der 14 Punkte von US-Präsident Woodrow Wilson, vor allem das Selbstbestimmungsrecht der Völker, wurde von den Interessen der Siegermächte hinweggefegt.

Aus den Trümmern von vier Imperien – Deutschland, Österreich-Ungarn, dem Osmanischen Reich und Russland – entstanden neue Staaten, alte wurden wiedergeboren: etwa die Tschechoslowakei, Polen, das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen. Da die Grenzen den sprachlichen und ethnischen Minderheiten vielerorts nicht gerecht wurden, säten die Sieger schon den Keim für künftige Zwietracht.

Die Lunte wurde aber auch im Mittleren und Vorderen Orient gelegt. Die aktuellen Krisen in Nahost, vor allem in Syrien und im Irak, sind ohne einen Blick auf die Ereignisse von damals kaum zu verstehen. Die neu entstehenden Staaten waren das Ergebnis von Entscheidungen fremder Mächte: Die früheren Pro-



Eine türkische Delegation unterzeichnete im Pariser Vorort Sèvres den Friedensvertrag mit den Siegermächten des Ersten Weltkrieges.

FOTO: ULLSTEIN BILD

vinzen des Osmanischen Reiches Irak (Bagdad, Mossul und Basra), Syrien, Libanon, Palästina sowie Transjordanien wurden mit dem Friedensvertrag von Sèvres 1920 erst aus der Taufe gehoben – zunächst als Mandatsgebiete, später als Staaten. Wie wenig Rücksicht vor allem Großbritannien und Frankreich auf die Interessen der „Kleinen“ nahmen – egal ob in Südostasien, Afrika oder in Nahost – zeigte nicht nur die Episode von Nguyen Ai Quoc.

Eine große Enttäuschung musste auch Emir Faisal in Paris erleben. Sein Vater Hussein, Scherif von Mekka, hatte die Arabische Revolte von 1916 bis 1918 gegen das Osmanische Reich angeführt. Hussein war die Herrschaft über weite Teile des arabischen Ostens versprochen worden. Sohn Faisal hoffte nun in Paris, dass dieses Versprechen eingehalten wurde. Er und sein Bruder Abdullah strebten ein unabhängiges arabisches Königreich an, das Syrien, den Irak und die Arabische Halbinsel umfassen sollte. Doch Frankreich und Großbritannien hatten das Territorium des früheren Osmanischen Reiches schon längst unter sich aufgeteilt.

Das von dem britischen Offizier Mark Sykes und dem französischen Diplomaten Charles François Georges Picot schon 1916 ausgehandelte Abkommen zur Aufteilung der jeweiligen Interessensphären im Orient war zunächst geheim. Die Wünsche der arabischen Bevölkerung waren Briten und Franzosen aber auch ziemlich gleichgültig. Es wurden Grenzen gezogen wie auf dem Reißbrett – ohne Rücksicht auf ethnische und konfessionelle Trennlinien. Großbritannien wurde die Herrschaft über ein Gebiet zuerkannt, das insgesamt etwa dem heutigen Jordanien, dem Irak und einer Zone um Haifa entsprach. Frankreich sollte die Kontrolle über ein Territorium erhalten, in dem sich später der Südosten der Türkei, der Norden des Irak sowie Syrien und Libanon befinden sollte.

Nach den Friedensverträgen wurde dies wenig später durch Mandate des Völkerbundes legitimiert. Des-

übriens nicht nur die Verwaltung, sondern die „Übertragung der Vormundschaft“ über Völker, die sich nicht selbst zu leiten vermögen, „an die fortgeschrittenen Nationen“. Palästina wurde dem britischen Mandatsgebiet zugeschlagen. Die Briten hatten den Zionisten schon 1917 ei-



Emir Faisal  
König des Irak

FOTO: IMAGO

ne nationale Heimat in Palästina versprochen (Balfour-Erklärung). Der neue Staat Türkei erhielt seine heutigen Grenzen 1923 nach blutigen Befreiungskriegen. Den Kampf gegen die Zerstückelung des osmanischen Reststaates hatte Mustafa Kemal (Atatürk) organisiert.

„Im Grunde zeichnete dieses Sykes-Picot-Abkommen bereits die gegenwärtigen Grenzen vor. Vor allem die Staatsgrenze zwischen dem Irak und Syrien ist daher eine sehr willkürliche“, sagt Ulrike Freitag, Direktorin des Berliner Zentrums Moder-

ner Orient. „Bei der Aufteilung der Region spielte eine Kombination von britischen, französischen und auch zionistischen Interessen eine wichtige Rolle“, so Ulrike Freitag. Die Briten wollten als eines ihrer Kriegsziele den Einfluss in der Region sichern. Sie lag auf dem wirtschaftlich und strategisch so wichtigen Weg nach Indien. Frankreich wiederum hatte in Syrien und dem Libanon seine Interessen.

Ulrike Freitag: „Die Franzosen hatten sich schon seit dem 18. Jahrhundert als Beschützer der Christen in der Region gesehen. Die Maroniten waren die größte christliche Gruppe im Libanongebirge. Libanon war gedacht als christlicher Staat, die Dominanz der Christen war in der Verfassung festgelegt.“ Libanon gab es also nur deshalb, weil die französische Mandatsmacht es so wollte. Fakten sollten geschaffen werden, um ein Großsyrien zu verhindern. Der französische Einfluss in der Region war vor allem ein kultureller. „Aber die britisch-französische Rivalität in dieser Region ist bis heute spürbar“, so Freitag.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts herrschte ein knallharter Wettbe-

werb um die Erdölvorräte in dieser Region. Im Ersten Weltkrieg war die strategische Bedeutung des Öls allen Mächten klar geworden. Der ehemalige Vizekönig von Indien, Lord Curzon, sagte nach dem Krieg: „Die alliierte Sache ist auf einer Woge von Öl zum Sieg geschwommen.“



Ho Chi Minh  
vietnamesischer  
Revolutionsführer

FOTO: ULLSTEIN BILD

Abgesehen von den amerikanischen Ölfeldern hatten die Siegermächte vor dem Krieg nur Zugriff auf Quellen im Iran, die das Britische Empire über die Persian Oil Company seit 1909 ausbeutete. Diese Zeit und die Folgen für die Menschen dort werden in dem Roman „Eskandar“ von Siba Shakib beschrieben. Weiteres Öl glaubte man im – überwiegend kurdisch besiedelten – Mossul-Gebiet im Nordirak und auf der Arabischen Halbinsel zu finden. Nach dem Sykes-Picot-Abkommen sollten die Franzosen auch

Mossul kontrollieren. Doch die Briten besetzten die Öl-Region. Die Franzosen erhielten als Ausgleich einen Anteil an der Konzession für die Ölförderung und gründeten dafür eigens eine Firma, die Vorgängerin des Total-Konzerns. Den Kurden wurde ein Staat im Prinzip verweigert. Es gab keine Schutzmacht, deren Interessen sich mit dem Staatsanspruch der Kurden verschränkten ließ. Gleiches galt für Armenien.

Noch einmal zurück zu Emir Faisal: Vom syrischen Nationalkongress wurde er 1920 zum König von Syrien proklamiert. Als aber Frankreich kurz danach das Mandat für Syrien bekam, wurde er vertrieben und ging nach London ins Exil. 1921 wurde er mit dem Königstitel im Irak vertröstet – allerdings unter britischer Herrschaft und Kontrolle.

Laut Ulrike Freitag war es damals ein Riesenfehler der Briten und Franzosen, die lokalen Interessen in der Region nicht berücksichtigt zu haben. Eine Lehre von damals? „Einschmischung von außen macht die Dinge in der Regel nicht besser, sondern schlechter. Eine Lösung für die aktuelle Krise im Irak und in Syrien hat zurzeit niemand parat.“



FP Tilo Steiner

## Mit „Zeitzeugen“-Ausgaben am Puls der Geschichte

Die „Freie Presse“ bietet derzeit ein ungewöhnliches Paket Zeitgeschichte an: die zweite Nummer der „Zeitzeugen“. Nachgedruckte Originalausgaben von vier Zeitungen aus der Region vermitteln einen Eindruck, was in den Kriegsjahren 1916, 1917 und 1918 bis zum Friedensvertrag 1919 geschrieben wurde. Damit erhält der Leser nicht nur eine Vorstellung vom Kriegsgeschehen, sondern auch vom Alltag vor 100 Jahren. Auch die zweite Ausgabe wird abgerundet mit zeitgeschichtlichen Beiträgen über den Krieg sowie über den Versailler Vertrag und seine Folgen.

Die Sonderausgabe zum Preis von 2,50 Euro kann unter der kostenfreien Telefonnummer 0800/8080123 bestellt werden und wird dann versandkostenfrei zugeschickt. Bestellungen sind zudem über das Internet [www.freiepresse.de/zeitzeugen](http://www.freiepresse.de/zeitzeugen) mög-



lich. Den Sonderdruck gibt es auch in den „Freie Presse“-Geschäftsstellen, bei ausgewählten Zeitungshändlern, Supermärkten und Tankstellen.

Ebenfalls im Handel ist die dritte Nummer der „Zeitzeugen“, die sich mit dem Thema „Mauerfall 1989“ beschäftigt. Diese Ausgabe kostet 3,50 Euro. (fp)

# Störtebeker: Zwischen Dichtung und Wahrheit

Ein Greifswalder Historiker hegt Zweifel an Überlieferungen zu dem Piraten Klaus Störtebeker.

VON NICOLE KIESEWETTER

Kaum einem anderen Seefahrer werde eine derartige mediale Aufmerksamkeit zu teil wie dem Freibeuter des späten 14. Jahrhunderts, dem Piraten Klaus Störtebeker, sagt der Greifswalder

Historiker Christian Peplow. Auf Grundlage eigener Forschungen hegt Peplow indes Zweifel daran, wie viel von der überlieferten Volkssage mit historischen Fakten übereinstimmt. „Die Volkssage ist der typische Versuch, sich an Mythen entlangzuhandeln, das gibt Festigkeit“, sagt Peplow. Bürger gegen Obrigkeit, das Auflehnen gegen eine gesellschaftliche Ordnung – das gefalle den Menschen, „weil es unsere eigenen Bilder bestätigt“. Dabei gebe es über das Leben des Seeräbers kaum verbürgte Quellen.

Vermutlich hat gerade das dazu geführt, dass sein Leben in Erzäh-

lungen ausgeschmückt wurde. Er soll 1360 geboren und 1401 in Hamburg geköpft worden sein. Ähnlich wie das Gefolge Robin Hoods knüpften Störtebekers Leute das Geld nur reichen Kaufleuten ab.

Die Vermarktung seines Mythos begann bereits Ende des 17. Jahrhunderts mit einem Kupferstich, der angeblich Störtebeker zeigt. Tatsächlich war dies aber das Porträt eines Hofnarren von Kaiser Maximilian. Noch mehr trügen heute touristische Projekte dazu bei, die Sage zu verfestigen, darunter die Störtebeker-Festspiele auf Rügen. Doch „wir wissen nicht einmal, ob die zeitge-

nössischen Gerichtsakten und Archivdokumente sich überhaupt auf einen Mann namens Klaus Störtebeker beziehen“, sagt Peplow. Neue Forschungen legten nahe, dass die Quellen in Wirklichkeit einen Mann namens Johann Stortebecker



Störtebeker-Denkmal in Hamburg.

FOTO: IMAGO

meinen, der das Danziger Stadtrecht angenommen hatte und dort als Kaufmann und Kapitän tätig war.

Der Name Johann Stortebecker finde im Gegensatz zu einem Klaus Störtebeker in historischen Quellen mehrfach Erwähnung, erstmals in deutschen Gerichtsakten im April 1405. Demzufolge wurde ein Kaufmann Johann Stortebecker zu einer Geldstrafe verurteilt, weil er eine Handelssperre preussischer Städte gegen England missachtet haben soll. Im Hinblick auf die Quellenlage spreche einiges dafür, die Geschichten um den Piraten Klaus Störtebeker dem Danziger Kapitän

Johann Stortebecker zuzuschreiben, sagt Peplow.

Sollten sich die Erkenntnisse bestätigen, dann wäre Störtebeker nicht 1401 in Hamburg hingerichtet worden. Außerdem wäre „Nicolaus Störtebeker“ aus dem Wismarer „Verfestungsbuch“, das Aufzeichnungen über die von einem Gericht ausgesprochenen Ächtungen enthält, nicht mit dem Piraten Störtebeker identisch. Auch die Zuschreibung eines berühmten Schädels aus dem Museum für Hamburgische Geschichte wäre hinfällig – er würde einem namenlosen Hingerichteten des Mittelalters gehören. (epd)